

Ambiguitätstoleranz

Seit meinem Tod versuchst du ein heterosexuelleres und weniger exaltes Leben zu führen. In der Großraumdisko besorgst du dir einen Freund und ziehst zu ihm. Dort beschäftigst du dich mit der Herstellung von Rindsrouladen. Heimat, so scheint es, ist durchaus ein Fetisch hier. Bald habt ihr einen gemeinsamen Kredit und ein Haus mit Garten. Weit weg von allem, was laut, grau oder uneindeutig ist.

Was du an dem Grundstück magst, ist wohl der Kirschbaum. Der rührt dein inneres Kind. Oder ist es der müde Pool, auf dessen Boden sich ein paar Pflanzen durch den Beton gekämpft hatten? Einerlei. So ein Baum, der ist schnell gefällt und ein Pool repariert. Wie sich das eben gehört. Für ein Haus mit Garten und Nachbarschaft.

Dir wird es dann leidtun um die schöne Verwitterung. Sagen wirst du nichts. Kann sein, du denkst dir deinen Teil. Doch was tut man nicht alles für einen anwesenden Körper. Brav drinnen bleiben zum Beispiel. Innerhalb des Zauns.

Hinter deinem Zaun, da schläfst du wieder. Nicht so wie danach: Erschöpft und übrig geblieben. In dieser merkwürdigen Dazwischenzeit. Dafür lässt sich schon einiges in Kauf nehmen. Für den gesegneten Schlaf. Du besudelst uns. Mit deinem Gewinsel. Um Normalität. Klar, ich bin lebendig in dieses Gebäude hinein, aber dann nicht mehr herausgegangen. Doch mir das jetzt vorzuwerfen? Du übertreibst. Ich hätte dich zu einem Star gemacht. Zu einer Heiligen. Zu meiner Witwe. Hättest dich entscheiden können. Gegen dieses Weitermachen.

Wenn seine Freunde zu Besuch kommen, reichen sie dir das mitgebrachte Essen. „Für die Köchin“, sagen sie dann. Du drehst dich um. Schaust, ob hinter dir wer steht. Aber die meinen dich. Und dann sitzen die herum und erwarten, dass du das Bier bringst. So wird das jetzt eben sein, in deinem heterosexuellen und weniger exaltes Leben. Hier wird erwartet. Von dir. Zu funktionieren, auf diese gewisse Art. Die dir einen Platz zuweist. Auf den hinteren Rängen. Deshalb schnippt Deiner nach dir, wenn er etwas will. Oder er pfeift. Je nachdem. Am Anfang wirst du nicht reagieren. Denkst, der ruft nach dem Hund. Bald wirst du nicht nur aufs Wort folgen. Brave.

Beim Anblick von breiten Straßen und Häusertürmen da bekommst du es jetzt mit der Angst zu tun. Alles erscheint dir grob und unberechenbar. Vor allem die Menschen. Du fühlst dich bedroht und ausgesaugt. Alles tritt dir zu nahe. Du tust das, was dir leichtfällt. Du nimmst seine Hand. Du hältst dich fest. Krampfhaft. Er drängt sich zwischen dich und die Welt. Und in der Dunkelheit da wird's dir bang. In der du früher erleichtert aufgeatmet

hast, mit mir. Absorbiert von der nächtlichen DNA, dem Schweiß, der Lautstärke, dem Gestank und den Substanzen.

Jetzt stehst du da inmitten der Dinge, du schaust dich um und du tust dir leid.
Weil du dich auseinandersetzen musst.
Behältst du, was von uns bleibt, belastet es dich. Wirfst du es weg, belaste ich dich.
Erinnerung, die noch einen Körper hat.
Nabelschnur. Jenseitstelefon.
Du weißt: Entfernst du alles, entfernst du mich.
Unruhig lehnst du am Großraumdiscofreund.
Du kaust Nägel.
Ich sehe dich. Und was ich sehe, gefällt mir nicht.
Ich wüte in dir, entscheide dich.

Deiner nimmt Anlauf und trägt alles in den Keller.

Du triffst dich öfters mit den Mädels. Stehst knietief in den Shots for free. Staunst über Highheels. Und wie sie dir den Tag verunsichern. Dich ausbremsen und auf die rechte Spur verweisen. Doch du trägst, was sich gehört. Es passt dir so gut.
Du presst deine Handtasche enger an den Körper.
Du bist oft auf Hochzeiten.
In Pärchenverwahrungsstationen.
Schmiegst dich an Polyester. Rülpst Gummibären.
Du klatscht im Takt. Du tanzt Polonaise.
Du ziehst groteske Grimassen vor Bildschirmen.
Du sitzt verkrampft auf deinen Händen.

Du wolltest es dir leichter machen. Dann zahl auch den Preis.
Und klatsch im Takt. Und tanz ihre Polonaise.

Du wirst bewertet. Denn es geht um Kontrolle: Körper, Proportionen und Haar. Du bist am Beobachtungsmarkt. Tratschware, im Optimierungsrad. Neue Vokabel, andere Sprache. Hier sagt man gern „die was“ und „Meiner“, und du bist jetzt eine bessere Hälfte. Du merkst, wie manchmal die Unruhe in dir brodelt. Dann willst du am Tischtuch ziehen und ihnen ihr Steak ins Maul stopfen. Dabei zusehen, wie sie verrecken. An French Manicure und Blockbustern in Synchronfassung.
Du hast jetzt einen Kompromiss. Der dich langsam zersetzt. Aber so eine Chemie, die ist halt komfortabler als. Persönlichkeit.
Du denkst nicht mehr an mich.
Ich merke das.

Jetzt gerade, da denkst du nicht an mich.
Nicht an mich.

Quietschend schiebst du den Textilroller deinen Körper entlang. Du streichst über dein Haar. Manisch. Monoton. Immer. Wieder. Das machen sie so, die Langhaar-Mädchen. Permanent an den kaputten Spitzen zupfen und zerren. Nagelhaut schieben, beißen und kauen. Langsam abblättern. Du bürstest und dampfst dir die Verwüstungen einer Vergangenheit aus den Poren.

Dein Blick hängt in der Weite.

Du hast diese Bilder im Kopf.

Von dir. Alleine. Mit Fahrtwind im Haar.

Das ist der Mythos, den du dir erzählst. Ein Märchen um Aufatmen und Unabhängigkeit.

Wahrscheinlich trotzdem in Moll, aber.

Du willst vergessen. Du willst vergessen, dass ich deinem System immanent bin. Dir angehörend. Sitz ich unterirdisch, halt ich fest.

Schabe.

Achte darauf, dass die Wunde niemals verheilt.

Warte darauf, dass du zurückgekrochen kommst, ausgehöhlt und ich-verloren.

Ich bin schon da.

Bin immer schon da.

Denn du stehst in meiner Schuld. Mit deinem permanenten Dasein.

Barbara Kadletz, geboren 1981, lebt und arbeitet als Buchhändlerin in Wien. Wenn sie nicht die Bücher anderer verkauft, schreibt sie an ihren eigenen Texten oder spricht über Literatur – als Moderatorin, Rezensentin oder in ihrem wöchentlichen Blog. Bisher Veröffentlichungen von Theaterstücken und Kurzgeschichten, der Debütroman „Im Ruin“ erscheint im Frühjahr 2021 bei der Edition Atelier.